

CAROLIN PHILIPPS



AMINA

MEIN LEBEN ALS JUNGE

ueberreuter

weitergemacht, noch vorsichtiger als vorher, aber sie hat nie daran gedacht aufzugeben.

»Ohne Bildung werden wir Frauen nie etwas an unserer Situation ändern können. Ohne Bildung werden wir Gefangene bleiben«, hat sie immer gesagt.

Ich bewunderte sie dafür. Durch ihren Mut haben viele Mädchen in unserem Dorf lesen und schreiben gelernt, vieles über unsere Geschichte erfahren und dass es eine Verfassung gibt, in der festgeschrieben ist, dass Frauen und Männer die gleichen Rechte haben. Aber am Ende hat ihr Mut ihr nur den Tod gebracht ...



»Meine Mutter hat die Zeit vor den Taliban immer ›unser goldenes Zeitalter‹ genannt«, erzählte eine der Frauen, die Leyla hieß, »weil für uns Frauen alles möglich war. Sie war Lehrerin an unserer Mädchenschule und ich habe mit meinen Freundinnen in den Pausen und auch zu Hause Fußball gespielt. Ich war sogar in einer richtigen Fußballmannschaft für Mädchen. Ich war zehn Jahre alt, als die Taliban Kabul eroberten und mein Leben zerstörten. Auf einmal war alles verboten, die Schule und vor allem Sport für Mädchen. In unserem Fußballstadion ließen die Taliban Menschen öffentlich hinrichten ... auch meinen Vater ...«

Leyla musste schlucken, dann stand sie auf und ging ein paar Schritte in den Innenhof. Die anderen hörten sie leise weinen.

»Erzähl weiter, Amina«, sagte Malalai, die ebenfalls aufgestanden war und zu Leyla ging. Sie hockte sich neben sie und legte den Arm um sie.

Amin starrte auf die weinende Leyla. »Warum haben sie ihren Vater ermordet?«

»Vielleicht hat er sich keinen Bart wachsen lassen oder ist zu spät zum Gebet in die Moschee gekommen. Vielleicht hat er irgendwas gesagt, was sie als Gotteslästerung ausgelegt haben«, sagte eine Frau namens Nasrin wütend. »Leyla hat nie darüber gesprochen. Erzähl weiter, Amina!«

VIER

Manchmal kamen wir ganz verängstigt von Tante Zohras Märchenstunde zurück in unsere Wohnung, vor allem weil sie immer wieder sagte, dass die Taliban noch nicht besiegt waren. Sie wären wieder auf dem Vormarsch und hätten schon große Teile des Landes zurückerobert. Mein Vater war dann wütend auf Tante Zohra und schimpfte mit ihr.

»Kommen die Taliban auch zu uns, Baba?«

Er beruhigte uns und erzählte, dass internationale Truppen die Taliban nach drei Jahren Herrschaft vertrieben hätten. Die Taliban hatten sich mit der Terrorgruppe al-Qaida verbündet, die im September 2001 Anschläge in New York verübt hatte. Weil die Taliban sich weigerten, den Anführer der al-Qaida auszuliefern, marschierten amerikanische Truppen in unser Land und vertrieben die Taliban. Seitdem schützten die Amerikaner zusammen mit Soldaten aus anderen Ländern unsere Regierung und unser Land, erzählte Baba.

Die fremden Soldaten in ihren Panzern kannten wir. Sie fuhren häufig durch unser Dorf und wirbelten viel Staub auf.

Wenn ich mit Baba in Kabul war und er sich mit den Vogelhändlern unterhielt, hörte ich ganz andere Nachrichten, die mich beunruhigten. Aber davon erzählte ich Nila und den anderen Frauen nichts. Die Taliban waren tatsächlich auf dem Vormarsch und hatten bereits einige Städte zurückerobert. Vor allem aber verbreiteten sie in Kabul und anderen großen Städten Angst und Schrecken, weil sie immer öfter Autobomben zündeten und einige von ihnen sich als Selbstmordattentäter in die Luft sprengten, vor allem an Orten, wo sich viele Menschen aufhielten.

Einmal kamen wir auf dem Rückweg zum Dorf über einen Platz, auf dem gerade eine Bombe explodiert war. Die Menschen schrien, überall lagen Tote und Verletzte und sehr viel Blut war zu sehen.

Baba zog mich weiter. Ich hörte, wie er auf dem ganzen Rückweg Gebete murmelte. Das war das letzte Mal, dass er mich nach Kabul mitnahm. Ich war traurig, weil ich den Vogelmarkt sehr mochte, aber auch erleichtert. Es hätte ja auch uns treffen können. Das nächste Mal hätten wir vielleicht nicht so viel Glück gehabt.

Mein Vater fuhr nun auch seltener nach Kabul. Trotzdem beschäftigte er sich fast nur noch mit der Zucht seiner Kampfwachteln, seit er gehört hatte, dass man mit einer einzigen mehrere Tausend Afghani verdienen konnte. Er vernachlässigte sogar seine Felder dafür. Onkel Achmed half mir bei der schweren Feldarbeit, weil Baba ihm einen Anteil

versprochen hatte, wenn er mit seinen Wachteln einen solchen Gewinn machen würde.

Und dann waren sie eines Tages da, die Taliban. Es war an einem Abend, als ich mit meinen Freunden auf den Feldern war, um Drachen steigen zu lassen. Da sahen wir sie.

Es waren vielleicht dreißig. Sie gingen zu Fuß, und im Schritttempo folgte ein altes rotes Auto, in dem ein Mann saß. Wie sich später herausstellte, war das ihr Anführer. Wir hatten schon viele Soldaten gesehen, aber diese waren anders. Sie hatten ihre Gesichter hinter Tüchern verborgen und hielten Maschinengewehre in den Händen.

Wir standen da und beobachteten, wie sie auf der roten Schotterstraße näher kamen.

»Die Taliban!«, flüsterte mein Freund Habib plötzlich. Und dann rannte er los, in Richtung Dorf. »Wir müssen sie warnen!«

Er kam nicht weit, als ein Schuss fiel. Habib schrie auf und stürzte zu Boden. Wir warfen uns alle schreiend hin, duckten die Köpfe in den Sand und hielten den Atem an.

Ich hörte ein Auto neben mir bremsen und dann Schritte. Plötzlich stieß mich ein Fuß in die Seite.

»Steh auf! Los, ein bisschen schneller!«

Ich richtete mich auf. Der Mann im Auto winkte mich zu sich. Sein rechtes Auge war von einer schwarzen Augenklappe bedeckt.

»Salem aleikum! Wie heißt du, Junge?«

»Aleikum salem! A...Amin, Sahib!«, stotterte ich.

»Ich suche Abdul. Weißt du, wo er wohnt?«

»Ich kann dich hinbringen, Sahib. Ich bin sein Sohn.«

Der Mann musterte mich von oben bis unten.

»Abdul ist dein Vater? Du bist sein Sohn?«

Er betonte das Wort »Sohn« irgendwie merkwürdig, und ich ahnte, dass er Bescheid wusste.

Ich lief voraus, die Taliban hinter mir her. Als wir an Habib vorüberkamen, lag er immer noch regungslos da. Ich blieb stehen und drehte mich zu dem Fremden um.

»Was ist mit ihm? Er ist mein Freund.«

»Lass ihn liegen«, sagte der Talib, der mich mit seinem Fuß angestoßen hatte. »Wir kümmern uns später um ihn.«

In diesem Moment wurde mir klar, dass Habib nie wieder aufstehen würde. Er war tot, erschossen, weil er die Dorfbewohner vor den Taliban hatte warnen wollen. Ich musste würgen, aber ein Gewehrkolben in meinem Rücken schubste mich vorwärts.

Das Dorf lag wie ausgestorben da, aber ich spürte die Augen, die uns von überallher beobachteten. Baba trainierte gerade seine Kampfwachteln, als ich in den Hof kam, hinter mir der Anführer.

Das gibt Ärger!, dachte ich nur, denn Tante Zohra hatte mir erzählt, dass die Taliban Tierkämpfe und das Züchten von Tauben verboten hatten. Sie wollten nicht, dass die

Männer ihr Geld für Wetten ausgaben. Das war das einzige Verbot, das ich gut fand, denn wie oft hatte mein Vater schon alles verspielt, was wir dringend für Nahrungsmittel und Samen für die Felder brauchten.

Aber dann kam die größte Überraschung: Der Anführer hinter mir war Ali, der jüngste Bruder meines Vaters, der in Pakistan von den Taliban ausgebildet worden war und seitdem verschwunden war. Er hatte mit den Taliban gekämpft und war auch bei der Eroberung von Kabul im Jahr 1996 dabei gewesen. Nach dem Sieg der Amerikaner kehrte er zurück nach Pakistan, wo seine Frau und seine Kinder lebten. Vor einem Jahr ging er wieder in den Norden Afghanistans und kämpfte dort gegen die deutschen Soldaten, die in Kundus stationiert waren.

Meine Schwestern und Cousins brachten grünen Tee gewürzt mit Kardamom zur Begrüßung von Onkel Ali und seinem Gefolge. Mutter und Tante Filiz, die Frau von Onkel Achmed, brachten frisches naan, das sie am Nachmittag gebacken hatten. Hühner wurden geschlachtet und über einem Feuer gegrillt, das Baba in der Mitte des Innenhofes anzünden ließ.

An diesem Abend herrschte eine merkwürdige Stimmung auf unserem Hof. Wir taten alle so, als ob wir uns über die unerwarteten Gäste freuen würden. Dabei wünschten wir uns nur, dass sie so schnell wie möglich wieder verschwanden, denn mit ihnen war die Angst in unser Dorf zurückgekommen und die Erinnerung an die furchtbare Zeit der Talibanregierung. Selbst Großmutter wäre bestimmt nicht glücklich gewesen, obwohl sie sich immer gewünscht hatte, dass ihr jüngster Sohn eines Tages nach Hause kommen würde. Aber nicht als Anführer einer Talibantruppe. Tante Zohra behauptete sogar, sie wäre krank, um ihren Bruder nicht begrüßen zu müssen. Von dem Moment an, als er unseren Hof betrat, fingen ihre Narben am Rücken an zu schmerzen, hat sie zu Baba gesagt. Sie hasste alles, was mit den Taliban zu tun hatte, und das kann man ja auch verstehen.

Ich saß mit meinen Cousins im Innenhof, nicht direkt bei den Männern, aber doch so nahe dabei, dass wir alles verstehen konnten, was erzählt wurde:

Onkel Ali und seine Leute hatten zwei Tanklaster entführt und wollten sie in der Nähe der deutschen Militärbasis in die Luft sprengen. Die Laster aber waren bei der Überquerung des Kundusflusses in der Nähe eines Dorfes stecken geblieben. Man holte Traktoren vom Dorf, aber die Laster ließen sich nicht herausziehen. Das Benzin war nicht mehr zu retten, daher erlaubte Onkel Ali den Dorfbewohnern, es in Kanistern abzufüllen.

Mitten in der Nacht zogen Männer, Frauen und Kinder aus dem Dorf mit Kanistern zum Fluss, um sich das kostbare Benzin dort abzuholen.

Auf einmal sahen sie zwei Flugzeuge in der Luft. Das war nichts Besonderes, denn in diesen Tagen flogen immer irgendwo Flugzeuge am Himmel herum. Manche kreisten nur zur Aufklärung und flogen dann davon, andere warfen Raketen ab. Diese beiden gehörten zu den Raketenwerfern. Bevor die Menschen unten die Gefahr bemerkten und sich in Sicherheit bringen konnten, explodierten die Raketen auch schon auf dem Boden.

Es gab einen riesigen Feuerball, schreiende brennende Menschen, die sich im Fluss